



*Grazia Deledda*  
*Der Traum des Hirten*

**Grazia Deledda**  
**Der Traum des Hirten**  
Novelle

---

Aus: Der Orchideengarten, Dreiländerverlag, München,  
1920  
Übersetzt von Magda Janssen

---

***Bibliothek von ngiyaw eBooks***

---

Illustration: Portrait der Schriftstellerin

## **Der Traum des Hirten**

Es ist eine Weihnachtsnacht, durchsichtig und frisch, wie eine klare Herbstnacht. Ein Wasserlauf schlängelt sich erst breit durch die die schwarzen Stoppeln, dann wird er schmaler, entschwindet all mählich dem Gesichtskreis, wie ein silbriges Leuchten, und löst sich schließlich in ein blaues Dunstmeer auf, in eine große leere Weite . . .

Es sind die ersten Stunden in der Nacht. Die Blicke des Schafhirten verfolgen die Herden auf der Weide. Im Mondlicht wandern die gelben und schwarzen Tiere schlafmüde und trübsinnig durch die Ebene und suchen das kalte Gras unter dem Strauchwerk längs der moosbedeckten Steinhäufen ab, und ihre Kuhglocken schaukeln und klingeln. Es ist eine fremde seltsame Musik, wie eine eintönige Kantilene, die bald näher kommt und sich dann wieder verliert. Während die Herde langsam auseinander läuft, belebt dies zitternde silberhelle Läuten das Schweigen der Ebene, macht gleichsam eindringlicher. Und der Hirt blickt auf. Wilde Träume ziehn durch seine Augen. Er ist von der rauhen, heimatlichen Bergwand herabgestiegen. Ihre kalten Weiden, die im herrlichen Frühjahr vom Duft der Tirtillosblumen und des Thymian durchzogen waren,

bedeckt jetzt der Schnee, worin die Fußstapfen flüchtiger Hasen und des Muflonschafs mit den Schmachtaugen ihre Zeichen eingraben. Der Schafhirt hat die hochgelegenen Weideplätze beim ersten herbstlichen Lufthauch verlassen und ist zur Ebene niedergestiegen; in seinem *Sacco* — dem langen Mantel aus einheimischer Rohwolle —, den er über den Kopf wirft und unter dem Kinn zusammenbindet, mit seiner Herde und seinem Hunde, seinem Pferd, seinem Kochgerät, seinen Löffeln aus Schafklauhorn und seinem Vorrat an Gerstenbrot für den ganzen Winter. Denn er führt ein Nomadenleben, wenn er auch eine zahlreiche Familie sein eigen nennt, die sich im hohen Bergnest droben niedergelassen hat.

Während er die Schafe auf der Weide hütet, erscheint vor seinen Augen das Bild des rohgezimmerten Hauses, wo seine Lieben ihren rauhen Winter verbringen. Dort, hinter den lichten Nebeldämpfen des Mondes erheben sich die versilberten Gipfel der Berge, und unter den schneeigen Mulden, wo das Muflon haust, schimmern die Lichter der kleinen Ortschaft. Das Haus des Schäfers ist aus Stein und Holz: in der geräumigen Küche raucht die alte steinerne Feuerstätte, und über dem Holzstoß brodeln es in einem großen schwarzen Kochtopf. Das Haus des Schäfers ist reich. Es giebt dort Holz. Speck, Kartoffeln, Bohnen. Die Frauen des Schafhirten haben das ganze Jahr hindurch in den Gemüsegärten gearbeitet, den Boden bewässert, die Kastanien und Nüsse in den Wäldern

gesammelt und die veilchenfarbenen rotfleckigen Bohnen ausgehülst.

Das Haus des Schäfers gehört zu den vermögenden Häusern, und seine erstgeborene Tochter, die dick und rotwangig in ihrer rauhwollenen Miedertracht steckt, ist einem Manne anverlobt, der ebenfalls auf seinem Besitztum viel Gerste and Weizen erntet.

Dennoch träumt das Familienoberhaupt, den sie den »Ältesten« nennen — und verliert sich dabei in die Einsamkeit der Ebene —, von dem Tage, an den er reich genug sein wird, sich einen Knecht zu halten, der ihm die Herde hütet . . .

Dann, ach dann wird er kein Haar mehr verlieren müssen, um seine Schafe zu retten. Mag da der Knecht zusehen, und wehe ihm. wenn sich auch nur *ein* Schaf verirrt!

Er, der Hirt wird erst *dann* wirklich reich sein. Und er wird sich daheim halten, an seinem Feuerherd sitzen, auf die Flamme blasen, sie mit seinem Holunderstock anfachen, dann und wann nach dem Kochtopf sehen, mit seinen Frauen einen Schwatz abhalten und auf die Asche spucken.

Sein Bart wird weiß und langewachsen, er selbst aber dick and rot sein. Und wenn sein Eidam zu ihm kommt, werden sie zu zweien eine Gesangswette aus dem Stegreif veranstalten und zwischen durch hin und wieder Wein und Schnaps trinken.

Ach, erst das wird wahres Leben, ein Leben voll Glück! Wie lange dauert's noch, bis sich der Traum erfüllt? Wie oft wird er noch Weihnachten fern den Seinen in der nächtlichen Trostlosigkeit der Ebene zubringen müssen?

Giebt es denn kein Mittel, den rauhen Weg abzukürzen? Doch, es gibt ein Mittel: er kennt es, den ganzen Tag hat er darüber nachgedacht. Auf der Weide, die an die seinige grenzt, lebt ein anderer Hirt, der sich jetzt mit Kornhandel befassen will, schon fast seine ganze Herde verkauft hat und binnen kurzem, ehe er davon geht, auch die übrigen verkaufen wird. Jetzt liegt er dort unten, auf der anderen Seite des Flusses und schläft in seiner Hütte, den Kopf auf einen Stein gestützt, unter dem eine lederne Geldtasche mit den Geldstücken liegt, die er aus dem Verkauf der Schafe gewonnen hat.

Und unser Schäfer denkt im stillen, daß es ein leichtes sein dürfte, dort hinabzugehen und sich des Geldsacks zu bemächtigen.

Ja, also, er wird hingehen. Die Nacht rückt vor, die Schafe ziehen sich, eins hinter dem andern, in die Herdenlager zurück, und allmählich hört das Gebimmel ihrer schwankenden Schellen auf.

In Nachdenken versunken, sitzt der Schäfer vor dem Eingang seiner Hütte. Der Mond steigt zum klaren Himmelsbogen nieder; der Fluß zieht geräuschlos weiter und weiter durch die schweigsame Ebene. Ein einziger

roter Punkt brennt drüben, jenseits des Flusses. Es ist das Feuer des Schafhirten, der seine Herden verkauft hat. Der Mann aus den Bergen schaut unausgesetzt nach jenem feurigen Auge hin und denkt an das schöne Leben, das er übers Jahr führen wird, an die Stegreiflieder, die kleinen Gläser Schnaps und an den Knecht, der ihm die Herden hüten soll.

Doch, er wird sicherlich hingehen. Es ist Zeit, mit diesem Wanderleben abzuschließen, endlich Zeit, unter den Seinen, in der Familie zu wohnen. Weihnacht daheim zu feiern . . .

Er wird gehen. Er geht schon. Leise, stumm, schreitet er fort, ohne Spuren zu hinterlassen, wie der Fuchs: er durchwatet den Fluß, jetzt ist er bei der Hütte des Hirten angelangt, steht vor ihrem Eingang . . .

Der andere Schafhirt schläft, den Kopf an einen Stein gelehnt; unter dem Stein liegt die Geldtasche, muß sie liegen. Unser Hirt zögert einen Augenblick. Dann tritt er ein, beugt sich über den Schlafenden und erschlägt ihn, schafft den Leichnam beiseite und hebt den Stein auf . . .

O Grauen! Unter dem Stein, an Stelle der Geldkatze, liegt ein ganzes Nest ekelhafter weißer Würmer, ein Durcheinanderwimmeln auf feuchter Erde. Ihre kleinen, bösen Augen leuchten fremd und grün —

Der Schäfer erblaßt, zittert, durchsucht die ganze Hütte: die Geldkatze ist nicht da, sein Verbrechen ist umsonst geschehen. Da flüchtet er durch die Ebene,

unablässig von der Erinnerung an jene weißen, wimmelnden Würmer mit den boshaften grünen Augen, wie von einem Gesicht verfolgt. Nach langem Herumirren kehrt er in seine Hütte zurück; sein roter Hund heult in verzweifelten Tönen den Mond an und zerrt an seiner Kette. Was hat sich zugetragen?

Der Schafhirt stürzt nach dem Herdenlager; die Hürden sind leer. Er horcht um sich; kein Laut unterbricht das nächtliche Schweigen; einzig das rauhe Gebell des Hundes. Todesschweiß perlt ihm vom Nacken, grauenhafte Verwünschungen entsteigen seiner angstvollen Brust. Er ist zugrunde gerichtet. Während seiner Abwesenheit haben unbekannte Räuber ihm die Herde geraubt und sind verschwunden, ohne die geringste Spur zu hinterlassen.

Der Schafhirt brüllt vor Wut, durchstürmt den Buschwald, rast die Ebene kreuz und quer und sucht die Stelle, wo die Diebe den Fluß durchwatet haben könnten. Hier, vielleicht ist *dies* die Stelle; die Binsen sind zertreten, das seichte Wasser glitzert und spiegelt den heiteren Himmel wider und den zitternden Mond . . .

Der Schäfer taucht ins Wasser. Aber der Wasserlauf ist nicht so seicht wie es den Anschein hatte; je weiter er vordringt, um so tiefer versinkt er. Jetzt geht ihm das Wasser schon bis an die Hüfte, nun bis an den Gürtel, dann bis an die Kehle. O weh, er ist verloren, er ersäuft, seine Augen sehen nur noch eine gurgelnde



Wasserfläche, mit weißen Würmern besprengt, ihre grünen Augen leuchten . . .

Da erlebt er etwas Entsetzliches: ihm ist als wäre er schon tot, als könne er niemals, niemals wieder seine Lieben und seine heimatlichen Berge schauen; als müsse er Jahrhunderte bei vollem Bewußtsein hier bleiben, in der kalten Tiefe jenes Wassers weiter frieren und zittern, von der Welt des Gewürms umgeben . . .

Eine furchtbare Verzweiflung übermannt ihn; er versucht sich zu bewegen, und kann nicht, er will schreien — unmöglich! Er macht eine äußerste Anstrengung — und erwacht zittert befindet sich wieder am Eingang seiner Hütte, dort wo er eingeschlafen war, während er den Beschluß faßte, hinzugehen und dem Nachbarschäfer die Geldtasche zu stehlen. Noch vom Alpdruck benommen, zittert sein ganzer Körper Augenblicke lang. Erst langsam, allmählich kehrt er zur Wirklichkeit zurück. In der Hürde schläft seine Herde; drüben, jenseits des Flusses, glänzt rot und still das Feuer des Hirten. Der Mond sinkt in die klare Nacht . . .

Der Hirt steht auf, schüttelt sich, und eine tiefe Traurigkeit durchzieht sein Gemüt. Ihm ist als hätte er in Wahrheit das Verbrechen begangen, und er fühlt tiefe Reue und eine Vorahnung trauriger Dinge —

Was soll er tun, um zu büßen? *Wie* den Zorn des Jesuskinds besänftigen? Er will dem Hirten, seinem Nachbarn, die ungeheuerlichen Gedanken und den

gräßlichen Traum berichten. Sodann wird er drei Schafe schlachten und ihr Fleisch unter die Armen des nächsten Dorfes verteilen.

Am andern Morgen kommt der Nachbarschäfer, seinen Freund zu besuchen. Und der Freund erzählt ihm den abscheulichen Traum, den er gehabt hat, hat aber nicht den Mut ihm zu gestehen, daß er den Gedanken, ihn zu töten, wirklich gefaßt hatte. Der Nachbar lacht; auch unser Hirt lacht — dann schlachten sie zusammen *ein* Schaf (drei, hat der Freund ganz richtig gemeint wären denn doch zu viel!), um es unter die Armen zu verteilen. Auf diese Nachricht hin kommen die Armen aus der Ortschaft balgen sich um die Anteile Fleisch und reden miteinander auf dem Heimweg: »Was ist doch dieser Schäfer für ein guter Mensch! Ihm träumte, daß er einen Christen erschlug, und sogleich hat er ein Lamm geschlachtet und es uns Armen gegeben. Unser Herr Jesus vergelte es ihm.«

Währenddem wenden in der Hütte die beiden befreundeten Schafhirten, die sich die zartesten Fleischteile des Schafs zurückbehalten haben, die hölzernen Bratspieße auf der Kohlenglut um und singen klingende Strophen aus dem Stegreif. Den Stoff dazu entnehmen sie dem gehabt Traum — aber nur dem Traum . . .